

klassik
Fazil Says
Violine

«1001 Nights In The Harem». Luzerner SO, Axelrod. Naïve.



WILD. Neue Musik kann verführen, explodieren, lamentieren – wenn sie von Fazil Say stammt. Seine Klaviervariationen und Improvisationen zeigen eine unkomplizierte Art, Musik aus dem Ärmel ins Klavier zu schüttern und den Kitsch nicht zu scheuen. Says Violinkonzert «1001 Nights In The Harem» klingt dagegen wie ein verwirrend chaotischer Traum. Die Aufnahme mit dem Luzerner Orchester und Patricia Kopatchinskaja verströmt eine Energie, der man sich schwer entziehen kann. Sie lässt ihre Geige pfeifen, stöhnen, ächzen und erzählt fast plastischer vom Harem, als es Worte vermögen. *ber*

klassik
Vision einer
Gegenwelt

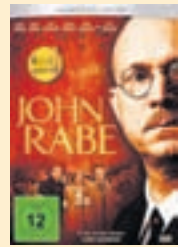
René Wohlhauser. Musiques Suisses/Musikvertrieb.



UNGEFÄLLIG. Der Mitschnitt der Uraufführung von René Wohlhausers Streichquartett «carpe diem in beschleunigter Zeit» steht am Anfang dieses klingenden Porträts. Es ist schnelle, ungemütliche, gepresste, huschende Musik wie auf der Flucht, vom Arditti-Quartett hinreisend vital exekutiert. Am Ende die «Rachearie» aus Wohlhausers «Gantenbein»-Oper – expressionistisch gezackte und wiederum herzhaft schrofte, ungefallige Musik. Die Erklärung für solche Ungebärdigkeit liefert der 55-jährige Basler Kompositionsdozent Wohlhauser im Booklet-Essay: Er strebt «Visionen einer Gegenwelt» an. *bli*

dvd
Der «gute
Nazi»

«John Rabe»: 20th Century Fox.



HELDENHAFT. China stand in Flammen, als ein deutscher Kaufmann zum Helden wurde. Nach dem Einmarsch der kaiserlichen japanischen Armee 1937 in China sieht sich der dort lebende John Rabe (Ulrich Tukur) zum Handeln gezwungen. Der «gute Nazi» handelte beim japanischen Kommandanten die Einrichtung einer «internationalen Zone» aus, in der 200 000 Chinesen Schutz fanden. Trotz einiger historischer Retouche ordentlich, hat der Schluss des Films einen schalen Beigeschmack: In der letzten Szene wird Rabe von einer chinesischen Menge wie ein Popstar gefeiert. *hey*

jazz
Verfrühte
Aufnahme

Jean-Paul Brodbeck Group: «Hang On Hippie», Material.



HIPPIESK. Es gibt die Tendenz, dass Bands ins Studio gehen, ehe sie genügend Konzerterfahrung gesammelt haben, sodass sich der Kritiker wünscht: Ach, wenn die Musiker doch nur mehr in Fahrt kommen würden! Das neue Album von Jean-Paul Brodbeck ist ein typisches Beispiel für «Praecox-Jazz». Der Keyboarder knüpft mit einem hochkarätigen Quintett, zu dem u. a. Johannes Enders und Wolfgang Muthspiel gehören, an den «Hippie-Jazz» der 70er-Jahre an, kommt aber nie richtig an dessen teils widerborstige, teils süffige Überschwänglichkeit heran. *gst*
> CD-Taufe: 25. Okt., Moods, Zürich.

folk
Warmes für die
kalte Jahreszeit

Sting: «If On A Winter's Night...», Deutsche Grammophon/Universal.



WEISS. Die Rockfans füllen die Stadien, die Anhänger leiserer Klänge die Kassen. Sting Kalkül vorzuwerfen, wenn er mit Police auf Reunion-Tour geht und sich im Studio (noch) älterem Material hingibt, wäre vermessen. 2006 waren es Stücke von John Dowland, nun sind es alte Volksweisen und Schlaflieder. Als roter Faden dient die weis-se Jahreszeit, die Arrangements sind entsprechend karg. Die herausragende Produktion klingt warm und lässt Platz für Stings wandelbare Stimme. *mat*



Rammelstein und Eisen bricht

Die deutsche Rrrrrrrrrrrrockband verkündet: «Liebe ist für alle da»



Stählerne Stadionrockers. Rammstein bewegen sich gerne in Randgebieten.

ALBERT KUHN

Rammstein sind viel eher Theater als Rock. Und Theater ist wie jede Kunst ein Spiel mit dem Ernst. Auch auf ihrem neuen Album sind die Lieblingsspielzeuge der Band Unerlaubtes und Ungehöriges.

Es gibt nicht richtige und falsche Kunst. Auch Singen kann verschiedene Absichten haben: Beschreibung, Ironie, Provokation, Lust am Widerspruch, taktische Identifikation mit Vorbild oder Gegner. Die Gretchenfrage ist vielmehr, was Kunst oder Musik auslösen. Die 1994 gegründete Band Rammstein hat da ein konkretes Problem mit den vordersten Reihen des Publikums: Da stehen immer mal wieder Nazi-Freunde herum und versuchen, die düstere Show in ein dunkelbraunes Loch hinunterzureissen.

Rammstein haben eine eigene Position zwischen den Stilen geschaffen – eine Art schreckliche Schlager mit Texten, die klassisch romantisch anfangen und meist in

Elend, Blut oder abseitigem Sex enden. Der martialische Sound führt dazu, dass die Hörer auch bei vergleichsweise lieblichen Texten ein böses Ende vermuten.

SCHLACHTRUF. Frontmann und Sänger ist Till Lindemann, geboren 1963 in Leipzig, Sohn des Dichters Werner Lindemann, Vize-Jugendeuropameister über 1500 Meter Schwimmen und Besitzer einer Befähigung nach Paragraf 20, deutsches Sprenggesetz, die ihm erlaubt, auf der Bühne Pyrotechnik einzusetzen.

Auf der neuen Platte, die mit gregorianischen Chorgesängen und einer gitarristischen «Herr der Ringe»-Hymne eröffnet wird, beginnt er mit dem Schlachtruf: «Ramm! Stein!». Und den Mottos: «Manche führen, manche folgen, Herz und Seele, Hand in Hand! – Fressen und gefressen werden, wir nehmen wenig, geben viel! – Wenn ihr keine Antwort wisst: Richtig ist, was richtig ist!»

Viele Textpassagen verdanken sich dem nächst- oder zweitnächstliegenden Reim. Rammstein wühlen relativ planlos in Sümpfen, und was sich warm und weich oder kalt und hart anfühlt, wird in Text und Musik überführt. Die Band weiss, was sie kann und was nicht. Sie benutzt immer wieder Elemente aus dem Metalbereich, es würde ihr aber nie einfallen, ein reguläres Heavy-Metal-Album herauszugeben. Erstens könnten und zweitens wollen sie das nicht. «Waidmanns Heil» zum Beispiel. Der Song eröffnet mit wagnerianischen Posaunen und fährt schnell und metallisch weiter. Er sei in Hitze schon seit Tagen, singt der Sänger, die Jagd auf Fleisch müsse beginnen. Die Philosophie dazu: «Auf dem Lande, auf dem Meer, lauert das Verderben – die Kreatur muss sterben, sterbeben.» Und der Refrain: «Waidmanns, Manns, Manns, Manns Heil.» Wer will, kann die bösesten Absichten unterstellen: Heil-Hitler-Rufe, Todessehnsucht, Mordesehnsucht.

MARSCHLIED. In «Haifisch» versucht die Band, den weichen Kern unter ihrer harten Schale zu beleuchten: «Wir halten das Tempo, wir halten unser Wort. Wenn einer nicht mithält.» – und jetzt erwartet man: wird er liegengelassen oder erschossen, aber nein: «... dann halten wir sofort.» Und weiter: «Wir halten die Augen offen, wir halten uns den Arm, sechs Herzen, die brennen, das Feuer hält euch warm.» Rührend naive Marschlied-Lyrik über den Zusammenhalt und Stahlgewittersound. Abstrus, konfus, aber weder böse noch wirklich rechts. Interessanter als der Nazi-Vorwurf ist das Wühlen an moralischen Grenzen. Etwa die Songtitel früherer Alben: «Bück dich», «Bestrafe mich», «Mein Teil» und «Wollt Ihr das Bett in Flammen sehen». Und jetzt: «Liebe ist für alle da». Das CD-Cover illustriert die Liebe als Abendmahlszene, auf dem Tisch eine Frau, wohl tot, der Sänger mit Beil in der Hand. Reinste Provokationskunst.

RANDGEBIETE. Rammstein-Schlagzeuger Christoph Schneider am Telefon: «Unser neues Album ist härter, frischer, weniger getragen, weniger Pathos – dennoch erinnert es auch an früher.» Songs wie «Pussy» und «Ich tu Dir weh» künden unverhüllt von der Beschäftigung mit sexuellen Randgebieten wie Sadismus und Masochismus. Schneider geht nicht in die Defensive, sondern meint stolz: «Ja, wir fühlen uns zuständig für Randgruppen, für extreme Formen von Liebe und Beziehung. Anecken muss sein, Rock muss provozieren.»

Rammstein sind bekannt für ihre ostdeutsche Streitkultur; eine Kombination von Seventies-Alternative und dialektischer DDR-Schulung auf höchstem Niveau. Sich mit irgendeinem von Rammstein in Sachen Geschichte, Logik oder Philosophie anzulegen, so heisst es, kann nur im Fiasko enden. Die machen Unterschiede zwischen «an sich» und «für sich» oder jonglieren mit der «Durchdringung der Gegensätze», unterteilt in logische, reale und real dialektische, dass uns West-Minimalisten die Schubhändel wegfliegen. «Na, na», relativiert Schneider, «wir streiten uns hin und wieder auch nicht.»

> Rammstein: «Liebe ist für alle da», Universal.
> Live: St. Jakobshalle, Basel, Mi, 18. 11. 20 Uhr.

Duell der Diven

Die Mezzosopranistin Cecilia Bartoli

SIGFRIED SCHIBLI

Nach «Lava» mit der hinreisenden Simone Kermes (BaZ vom 29. August) erneut eine CD mit Kastraten-Arien, diesmal mit Meisterin Bartoli.

Der Titel könnte auf Geistliches verweisen. Gemeint ist mit «Sacrificium» indes ganz und gar Prosaisches: das Opfer, das Tausende (meist) italienischer Knaben erbringen mussten, um durch Kastration ihre ungebrochene Stimme erhalten und lebenslang der Musik dienen zu können. Zwei Monate nach der Leipzigerin Simone Kermes, die mit «Lava» einen Sensationserfolg landete, kam jetzt eine vergleichbare Auswahl neapolitanischer Kastraten-Arien mit Cecilia Bartoli auf den Markt. Wiederum heissen die Komponisten Nicola Porpora, Leonardo Leo, Leonardo Vinci – Kleinmeister, die sich als verkannte Grosse entpuppen. Auch wenn man nicht von einzelnen Arien auf ganze Opern schliessen sollte.

PROBE. Nach der kecken Newcomerin Kermes nun also der Weltstar Bartoli, nach dem Sopran ein Mezzo von unerhörter Beweglichkeit und unerschöpflichen Atemreserven. Ein Stück wie Francesco Araias Koloraturarie «Cadrò, ma qual si mira» (1734) mit bis zu 30 Takten langen Koloraturen gerät durch die maschinenhafte Präzision der Stimme von Cecilia Bartoli an den Rand dessen, was man Musik nennt. Eher möchte man von einer technischen Etüde,

einer Belastungsprobe für Stimmbänder, Kehlkopf und Lunge reden – eine Probe, die Cecilia Bartoli bravourös besteht. Damit die Platte nicht zur Folter für den Hörer wird, lassen Bartoli und das vorzügliche Giardino armonico unter Giovanni Antonini eine lyrische und eine heiter-verspielte Arie von Porpora folgen, in der das Schicksal einer Nachtigall mit dem eines mittellosen Menschen verglichen wird («Uignolo sventurato»).

FURIE. Bartolis Fähigkeit, das Italienische sinnstiftend einzusetzen, wird häufig eingesetzt, etwa wenn die Sängerin mit aggressiv rollendem R aufwartet. Oder in der spritzig begleiteten Wutarie «In braccio a mille furie», wo die perfekte Diktion der Musik zugutekommt. Hier wirkt das Hauchen, Flackern und Vibrieren der Stimme angemessen, während die raschen Triller etwa in «Qual farfalla» nerven können.

Das Booklet von «Sacrificium» ist ein Buch mit Abbildungen und einem «Kastratenlexikon». Die Bartoli wird per Fotomontage als antike Marmorbüste inszeniert. Zumindest in der optischen Präsentation ist sie ihrer Rivalin Simone Kermes um einen Schritt voraus. Musikalisch aber kann die Deutsche mithalten.

> «Sacrificium». Cecilia Bartoli, Il Giardino armonico, Dirigent Giovanni Antonini. Decca. CD + Bonus-CD.



Koloraturenmeisterin. Die Mezzosopranistin Cecilia Bartoli.